

Dank und das Geschenk des Glaubens

27. Sonntag i. J. C: Hab 1,2-3; 2,2-4; 2 Tim 1,6-8.13-14; Lk 17,5-10

Das Leitmotiv des Erntedanktages ist, nun ja, der *Dank*. Doch wofür? Natürlich zunächst einmal für die Gaben der Schöpfung und der Natur, durch die wir – in vielen Ländern alles andere als selbstverständlich – genug zu essen und zu trinken haben. Anlässlich des heutigen Ehrenamtsfestes in Christus Erlöser gilt ein weiterer großer Dank allen, die sich in unserer Pfarrei ehrenamtlich engagieren. Ohne all diese Gläubigen wäre unser Pfarreileben unvergleichlich viel ärmer. Um jeden Einzelnen bin ich und sind wir als CE-Team sehr, sehr froh und dankbar. Doch darüber hinaus bietet uns das Evangelium noch etwas an, dem vielleicht sogar unser größter Dank gelten könnte, ja eigentlich sollte. „*Herr, stärke unseren Glauben!*“, bitten die Jünger Jesus. Sie spüren das Ungenügen ihres eigenen Glaubens, zugleich aber auch, dass der Glaube, nach dem sie sich sehnen, nicht von ihnen selbst geleistet werden, sondern ihnen nur durch Jesu Gnade geschenkt werden kann. Und so sollen der Dank und das Geschenk des Glaubens die beiden Leitmotive sein, mit denen ich auf die heutigen Lesungstexte schauen möchte. Es beginnt gleich richtig, richtig schwer.

„*Wie lange, HERR, soll ich noch rufen und du hörst nicht? Ich schreie zu dir: Hilfe, Gewalt! Aber du hilfst nicht. Warum lässt du mich die Macht des Bösen sehen und siehst der Unterdrückung zu?*“ Wahrscheinlich jeder von uns kennt Situationen – entweder als persönlich Betroffener oder als jemand, der um Betroffene weiß – in denen wir auf eine restlose Fremdheit Gottes stoßen: Ich bete, rufe, schreie, aber Gott scheint nicht zu hören, scheint taub. Es ist wie ein Beten gegen eine nackte Wand; wie ein Rufen ins Nichts. Gott, wenn es ihn gibt, muss doch meine Not und die unbeschreibliche Not in der Welt, das herzerreißende Leid, das grenzenlose Böse, die überbordende Gewalt und all die schamlose Unterdrückung sehen! Und doch schweigt er. Wirkt wie ein gleichgültiger, keinen Finger rührender Zuschauer. Wie sehr spricht der Prophet Habakuk unzähligen Menschen aus der Seele!

Dieser Erfahrung diametral entgegengesetzt ist nun aber das, was wir glauben. Im Zentrum dieses Glaubens steht nicht ein Ich-bin-nicht-da-Gott, sondern unverrückbar JHWH, der Ich-bin-da-Gott, der Ich-bin-an-deiner-Seite-Gott; der Gott, der sich als grenzenlose Liebe, Güte und Barmherzigkeit gezeigt und offenbart hat; der gerade deswegen alles andere als ein desinteressierter Zuschauer ist, sondern der, der jeden von uns in seine Hand, ja in sein Herz geschrieben hat.

Von diesem unserem Glauben ist nun aber unsere *Glaubenserfahrung* zu unterscheiden. Es ist ja nicht so, dass wir stets unangefochten und ganz selbstverständlich glauben. Vielmehr kennen wir sowohl die Erfahrung der *Nähe* Gottes wie auch die seiner *Ferne*. Offensichtlich sind dies Zeiten, in denen unser Glaube geprüft wird, und das bisweilen unbegreiflich schwer.

Eines der biblischen Urbilder eines bis an die Grenze geprüften Glaubens ist Hiob. Als dieser auf furchtbare Weise all seinen Besitz, ja seine Familie verloren hat, ist seine Reaktion ein Gebet: „*Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen. Gepriesen sei der Name des Herrn!*“ (Ijob 1,21) In diesem Lobpreis Hiobs liegt Dank; der unbeirrbar Dank eines Menschen, der bereit ist, alles, wirklich alles, aus der Hand Gottes entgegenzunehmen, weil er weiß: Aus dieser Hand werde ich niemals herausfallen; am Ende wird Gott alles, restlos alles zum Guten führen. Das hindert Hiob nun aber nicht daran, mit Gott zu hadern, mit ihm zu rechten, ja ihm Ungerechtigkeit vorzuwerfen, weil er sich selbst im Recht weiß. Das Entscheidende in dieser Situation ist, dass Hiob den Kontakt zu Gott und das Gespräch mit ihm nicht abbricht. Unverbrüchlich hält er an ihm fest, auch wenn er ihn nicht versteht. Mir will scheinen, dass Jesus mit seiner Bemerkung über den bergeversetzenden und Bäume entwurzelnden Glauben genau einen solchen Glauben meint. Ein solcher Glaube hat die Kraft, mich, meine Umwelt und die Welt zu verändern. Wie dankbar dürfen wir sein, wenn uns ein solcher Glaube geschenkt wird oder wir ihm entgegenreifen dürfen.

Die 2. Lesung nennt den Glauben ein uns „*anvertrautes kostbares Gut*“, geschenkt „*durch die Kraft des Heiligen Geistes*“; ein Geist, der nicht Verzagtheit und Mutlosigkeit bewirkt, sondern Kraft, Liebe und Besonnenheit. Der Glaube als ein „*anvertrautes kostbares Gut*“ – empfinden wir ihn auch so? Können wir ihn betrachten als ein unverdientes Geschenk, das letztlich kostbarer ist als alles andere, was uns sonst noch geschenkt ist und für das wir an diesem Erntedanktag danken? Wie oft wird er in unserer Zeit abgelegt wie ein abgetragenes, unmodern und unansehnlich gewordenes Kleid, wie ein lästiges und schlicht überflüssiges Accessoire des Lebens. Und das, ohne zu begreifen, welche unendliche Kostbarkeit man ablegt. Es kann einen

mit großer Traurigkeit erfüllen, zugleich aber mit um so größerer Dankbarkeit, wenn wir ihn bewahren und, wie Paulus schreibt, immer wieder neu die Kraft finden ihn zu entfachen.

Zuletzt möchte ich noch auf die seltsamen letzten Verse des Evangeliums schauen. Hier geht es nicht um die eigene Dankbarkeit, sondern um die, die jemand von anderen, nicht zuletzt von Gott erwartet. Da sagt Jesus doch glatt: Wenn du getan hast, was, salopp gesprochen, dein Job ist, deine Aufgabe, dann erwarte mal bitte schön keinen Dank! Mach dir bewusst: Eigentlich hast du nur deine Schuldigkeit getan, das Selbstverständliche, etwas, das keines Aufhebens wert ist. Man fragt sich: Wo bleibt da zumindest ein bisschen Wertschätzung? Fühlt man sich da nicht fast wie ein Fußabtreter – benutzt und dann an die Seite gestellt? Was ist denn daran verkehrt, zumindest ein wenig Dank zu erwarten? Und stünde das nicht auch Gott gut zu Gesichte?

Mir scheint, dass das, was Jesus hier sagt, mit einer Gutheißung von Undankbarkeit und mangelnder Wertschätzung, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, nichts, aber auch gar nichts zu tun hat. Vielmehr enthalten seine Worte eine ausgesprochen wichtige Lehre. Wir dürfen uns selbstverständlich freuen, wenn wir Dank, Lob, Wertschätzung erfahren. Aber – wir sollen uns nicht davon abhängig machen. Wir sollen das Gute, das uns aufgetragen ist, auch dann tun, wenn es niemand sieht und wir keinen Dank und kein Lob ernten. Vor allem aber gilt, dass wir unsere guten Taten und „Verdienste“ Gott nicht als etwas präsentieren sollen, das uns ein Recht auf entsprechenden Lohn gibt, woraus wir also gleichsam ein „Wohlverhalten“ Gottes uns gegenüber ableiten. Auch der Illusion, wir könnten uns den Himmel gewissermaßen durch Leistung verdienen, will Jesus begegnen und uns klarmachen: Nein, letztlich ist alles, was Gott uns zuwendet, nicht Bezahlung, sondern ungeschuldetes Geschenk, reine Gnade, die seiner Güte, Barmherzigkeit und Liebe entspringt.

Und so können wir resümieren: Freue dich über den Dank und das Lob anderer, aber mache dich nicht davon abhängig. Du aber mache für dich selbst die Dankbarkeit zu einer Lebenshaltung: Nimm nichts in deinem Leben als einfach selbstverständlich hin. Vielmehr sei dankbar: für dein Leben, für die materiellen Gaben der Schöpfung, für deine Mitmenschen, für Gott, für den Glauben an Ihn, für den Glauben an Jesus Christus. Die Haltung des Dankes ist einer der wichtigsten Schlüssel zum Glück. Denn wer dankt, weiß sich beschenkt – und geliebt.

Bodo Windolf